

RUDI KIENZLE

SCHILLERS SENSATION, SCHILLERS MARMOR

Das Schillerjahr und die Schulen

Der alten Klage über eine Mißachtung Schillers im Deutschunterricht gibt das Schillerjahr wenig Nahrung. Vorbei scheinen die Zeiten, in denen ernsthaft die Frage zu erörtern stand, ob die Klassiker antiquiert seien, vorbei auch die nicht endenwollenden Fragenschemata, die vor allem den Dramen ihre Aktualität durch eine übertriebene Dauer des »Durchnehmens« raubten. Kaum vorstellbar, daß noch irgendwo ein Professor Unrat mit seiner Klasse *Die Jungfrau von Orleans* sechs Monate lang traktierte und Schillers *Wilhelm Tell* als Einführung in das Theater herhalten mußte. Im Gegenteil: Angestoßen durch Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften, durch mediale Umsetzungen im Film und zahlreich ausgelobte Schiller-Wettbewerbe für Schüler, aber auch durch die nicht nur merkantil motivierte Veröffentlichungspolitik der kleinen und großen Verlage hat sich ein schiller-freundliches Klima gebildet, über dessen Gründe spekuliert werden darf. Das erneute Interesse der Schulen an Schiller läßt sich jedenfalls nicht auf die Äußerlichkeit eines Gedenkjahres zurückführen. Seine Ursachen liegen in der komplexen Wechselwirkung zwischen einer Art anthropologischem Zugang zu Schillers Leben und Werk, einer pragmatisch bestimmten Neuorientierung der Bildungspolitik und einer kaum noch ideologischen, wohl aber spielerischen Annäherung an Schillers Werk.

Vorweg ein Blick in die Klassenzimmer: Das schmale Repertoire der Schiller-Texte, die in der Schule zur Sprache kommen, hat sich in den letzten Jahren nur unmerklich verändert. Über alle Lehrplanrevisionen hinweg behaupten die Balladen ihren Platz in den 7. und 8. Klassen. Sie gelten weiterhin als Möglichkeit, moralische Urteile einzuüben und der Lust des Reimens – auch in der Parodie – nachzugehen. Müßte man einen Text nennen, der in der Mittelstufe den Weg zu Schiller öffnen könnte, so wäre es dessen »wahre Geschichte« vom *Verbrecher aus verlorener Ehre*. Tatsächlich bietet dieser Prosatext neben einer differenzierten Phänomenologie

des Verbrechers geradezu soziologische Zugänge, die aktuelle gesellschaftliche Verhältnisse zu illustrieren vermögen und gerade in der Realschule bevorzugt Anklang finden. Und Schillers Dramen? Ähnlich wie in den Spielplänen der Theater haben die frühen Dramen Schillers, *Die Räuber* und vor allem *Kabale und Liebe*, die vermeintlich schwierigen, formstrenge klassischen Dramen verdrängt. Nur *Maria Stuart* behauptet als Regeldrama und »Frauenstück« sich im Schulalltag. *Don Carlos* und die *Wallenstein-Trilogie*, vor Jahren noch Abiturthemen, haben ihre Anziehungskraft verloren. Einzig Schillers Volksstück vom *Wilhelm Tell* hält sich weiter unangefochten in der Unterrichtsrealität, ohne daß die schon 1984 im Marbacher Katalog *Schau. Bühne. Schillers Dramen 1945 – 1989* beklagte Herabsetzung ins Kindgemäße, die neuerdings durch sprachbereinigte Ausgaben »ad usum delphini« verstärkt wird, aufgehoben wäre. Der Wunsch besteht fort, dieses Drama endlich in die Kurse der Oberstufe zurückkehren zu lassen. Aus dem Bereich der theaterpraktischen Schriften kommt den Schülern in der Regel die Schaubühnenrede vor Augen, um das Theater als moralische Anstalt zu retten, da Erfahrungen der Jugendlichen mit den klassischen Vermittlungsinstanzen kaum mehr vorausgesetzt werden können. Gleiches gilt für die ästhetischen Schriften, deren Problemgehalt durch das übliche Interpretieren kaum einzuholen ist, zumal die Lehrpläne keine vertiefte Kenntnis von literarischen Epochen anstreben und dem Überblickswissen den Vorzug geben.

Man mag diese kleine Bestandsaufnahme als begrenzt schelten, immerhin bietet sie jenen Fundus von Schillertexten, der pragmatisch den Lehrern und Schülern freie Bearbeitungen ermöglicht. Der produktive Umgang mit Schiller ist somit nicht in erster Linie inhaltsbestimmt, sondern beharrt ganz im Sinn von Bertolt Brecht auf dem Gebrauchswert eines Klassikers. Im Schiller-Nationalmuseum läßt sich diese Akzentverschiebung besonders exponiert feststellen: Galt es lange Zeit durch Führungen gleichermaßen Biographie- und Werkperspektiven plausibel zu machen, so häufen sich nun Anfragen aus den Schulen, die die Schüler in einer Position zeigen, die sie selbst zu Fragenden und Erklärenden macht. Die Zurücknahme des lehrerzentrierten Unterrichts zugunsten selbsttätiger Verfahren wie dem der Präsentation, das als ein dem schriftlichen Ausdrucksvermögen gleichwertiger Leistungsbeweis gilt, hat zu einem überraschenden Interesse an Schillers Biographie geführt. Jenseits der althergebrachten Rezeptionsformen, die Schillers Leben ins Alltägliche zogen und Vorurteilswissen zur ökonomischen Situation des Autors und zu seinem der Krankheit abgetrotzten Werk sammelten, bilden sich nun nahezu anthropologisch-soziologische Fragestellungen heraus. Sie suchen in und über Schiller allgemeine Identifikationspotentiale und machen dessen

selbstbestimmte Karriere zum Maßstab eigener Lebensentwürfe, ohne Distanz einzuebnen und die Bewunderung für das Genie aufzugeben. Parallel zur wissenschaftlichen Erforschung von Schillers Bildungsgeschichte messen junge Schiller-Leser ihre Bildungserfahrung an den ambivalenten Schulerfahrungen Schillers, die etwa die Karlsschule nicht nur als Instrument der Repression brandmarken, sondern als Voraussetzung einer selbst gewählten Berufsfindung betrachten.

Immer schon haben sich auf der Folie der Beschäftigung mit Schiller bildungspolitische Prämissen abgezeichnet. Vermutlich liegt nicht der geringste Grund für eine Aktualisierung Schillers in der Vergleichbarkeit seiner Größensehnsucht mit den Forderungskatalogen nach einer erhöhten sozialen Ausschöpfung der Bildungsressourcen, die im Gefolge der PISA-Studie die Schulen zu verändern beginnen. Ein dynamisierter Begriff von Bildung hat die monotone Aufforderung zur Schiller-Lektüre, wie sie sich in der Kanonbildung niederschlug, abgelöst und setzt – fürwahr in Werktreue zu Schiller – auf eine erleichterte, spielerische Aneignung seiner Texte. Die Buchtitel von für Jugendliche geeigneten Einführungen belegen diese Akzentverschiebung: Über Jahre galt ein Schiller-Lesebuch unter dem Motto: »Schiller ist gut« als richtungsweisend, neuere Darstellungen sind vorsichtiger überschrieben: »Rund um Schiller« soll es gehen und noch reduzierter wird gefordert: »Möglichst Schiller«.

Schillers obsessives Verhältnis zum Theater, seine unausgesetzte Produktivität, der ästhetische Formenreichtum seines Werkes, ja auch die befremdlich sich ins Pathos kehrende Sprache, die das Schweigen nicht kennt, geben ein reichhaltiges Arsenal vor, an dem sich junge Leute spielerisch orientieren können. Alle Chancen sollten genutzt werden, um Schillers Sprache nicht nur zu lesen, sondern hören zu können. Unter den Veranstaltungen zum Schillerjahr hatte den größten Erfolg eine Dramatisierung des *Verbrechers aus verlorener Ehre*, und wer wissen will, ob es noch lohnt Schillers Balladen zu sprechen, möge die dankenswerterweise wieder zur Verfügung stehenden Aufnahmen von Klaus Kinski anhören. Das Werk hat keinen andern Wert als seine Wirkung, so ließe sich ein Hauptsatz aus Schillers *Geisterseher* variieren. Die Bearbeitungsmöglichkeiten seiner Stoffe und Themen bieten vom Schulunterricht bis hin zum Poetry Slam ein breites Deutungsspektrum: Schillers programmatisch-poetologische Gedichte wie *Das Mädchen aus der Fremde* oder – ein seltenes Beispiel von Schillers Komik – seine Ballade vom *Pegasus im Joche* lassen sich mit wenig Aufwand visualisieren und am Heutigen messen. Überhaupt lädt Schiller dazu ein, Paralleltexte zu formulieren. Alexander Kluges kleine Geschichte, in der eine Anverwandlung von Schillers *Taucher* in die Urlaubsszenarie der Südsee verlegt wird, ist ein besonders prominentes Bei-

spiel. Natürlich darf das Königinnengespräch aus *Maria Stuart* in die Jugendsprache übertragen werden, ebenso frei ließe sich die Vater-Sohn-Konstellation des *Tell* in eigenen Texten weiterdenken. Von Schiller wissen wir, daß er seine Dramen je nach Zweckmäßigkeit und Marktlage radikal zu kürzen in der Lage war. Welche Einwendungen sind gegen eine Schultheatergruppe vorzubringen, die das Drama *Kabale und Liebe* auf ein Zwei-Personen-Stück reduziert und endlich jenem Geheimnis des Liebens und Geliebtwerdens sich nähert, von dem doch Schillers Stück vor aller sozialen Anklage handelt? Realisierungen von Schillers Dramen auf der Bühne, wie zum Beispiel die *Tell*-Fassung von Felix Ensslin (2004) oder die beschleunigte Inszenierung von *Kabale und Liebe* durch Michael Thalheimer (2001) reizen allemal mehr zur Diskussion als fernsehgerechtes Theater, das selbstzufrieden der Werktreue zu folgen vorgibt. Nur ein Hinweis zur Behandlung der Balladen, der diese nicht nur als Vorlage zum bloßen Auswendiglernen mißbraucht: *Das Lied von der Glocke* ist ein großes Gedicht, weniger in der Fixierung überholter Rollenvorstellungen, als durch seine bemüht-genaue Beschreibung des Glockengusses. Den Schülern tritt ein elementarer Arbeitsvorgang entgegen, den Schiller mit technischem Bewußtsein und Idealisierung auflädt. Das Schwere und Leichte, das Tiefe und die Höhe, die Erde und der Himmel – Schillers gedankliche Streckbewegung, sein »Hinaufwälzen« werden in der *Glocke* sinnfällig. Was im Unterricht als Vorgangsbeschreibung beginnt, weitet sich zu einem Verstehen von Schillers Ideenwelt. Über die Werkanalyse hinaus interessieren sich junge Leser weiterhin stark für die Rezeptionsgeschichte: Schillers Wirkung als National- und Lieblingsdichter der Deutschen wird im Deutschunterricht sträflich vernachlässigt. Dabei ließe sich vom Denkmalskult des 19. Jahrhunderts bis hin zur politischen Inanspruchnahme im 20. Jahrhundert eine Materialienkette bilden von großer Faszinationskraft, deren Aura oft für Schüler begreifbarer ist als der Rekurs auf die Handschrift. Nichts weniger als eine Geschichte der Deutschen im Prisma der Schillerwirkung böte sich in einem fächerübergreifenden Projekt an und vielleicht klärte sich darin auch jene eigentümliche Gleich-Gültigkeit, mit der linke und rechte Schillerverehrer sein Werk nutzen.

Schillers Leben und Werk sind nicht bloße Pflichtübungen in den Schulen, die Andeutungen mögen genügen und zur Erweiterung einladen. Ob sich der alles in allem positive Befund schon in der Perspektive weiterer Schillerjahre verstetigen läßt, ob sich die »Anthropologisierung« Schillers und sein Gebrauchswert auf Dauer aus einem ideologisierten Zugriff lösen lassen, wird sich weisen. Zur rechten Zeit des Gedenkjahres jedenfalls ist Ernst Bloch zuzustimmen: Viel Sensation findet sich in Schiller und – es soll so bleiben – immer weniger Marmor.